

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [14]

Artikel: Wagner - d'Albert : eine Orientierung [Schluss]
Autor: Kronenberg, Ignaz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entwicklung hinan, fand überall Unlust und Mangelmut und schloß daraus, daß ich auf das gründlichste verlaufen sei. Das Recht des Menschen, ergrübelte ich, ist in seinem Innern geboren, und ich vergaß, daß neben dem Recht die Pflicht besteht. Ich haderte mit Gott, der meine Jugend mit so unerträglichen Lasten beladen.

Von den Dingen des Berufes redete ich mit ausgefuchter Geringschätzung und Verachtung. „Die Technik,“ sagte ich, „ist eine Maschine, gegen die der ahnungslose Mensch losgelassen wird. Sie zieht ihn in ihr Räderwerk hinein, zeigt ihm zwei, höchstens drei Existenzmöglichkeiten, hängt eine von diesen an seinen Hals und nietet ihn nun in das gemeine, enge und traurige Dasein eines Maschinengliedes hinein“ — und was dergleichen Sachen noch mehr gewesen sind. „Wer von uns,“ so rief ich den Fachgenossen zu, „glaubt noch, daß das Leben einen Inhalt haben müsse? Wo ist noch einer unter uns, der den Inhalt des Lebens suchen will? Wer forscht noch und strebt um des Forschens und Strebens willen und richtet sein Handeln nicht mit der Zuverlässigkeit eines geachteten Instrumentes auf äußern Besitz und Gehaltserhöhung ein? Ein Engländer,“ fuhr ich fort, „hat es gesagt: Wir leben in einer Zeit, die zu viel arbeitet und die zu wenig erzogen ist, in einer Zeit, wo die Menschen so fleißig sind, daß sie blödsinnig werden.“

Und die Fachgenossen sahen mich verwundert an und gähnten: „Ach Gott, ja, die Sozialdemokratie!“

„Nein, nein,“ schrie ich, „das Leben!“

Und ich begann die Wissenschaftlichkeit technischer Methoden zu verhöhnern und die Kenntnisse der Vorgesetzten in Frage zu ziehen. Es stellten sich Widersprüche ein. Und ich sah mich in ihnen von geschickten Gegnern gefangen, denen mein desperates Betragen ungemein mißfiel. Aber ich achtete kaum darauf, und wo ich stolperte, lief ich ohne umzusehen weiter, wie einer, der in dringenden Geschäften um Kleinigkeiten keine Zeit verlieren will. Ob ich ein Auskommen befielt oder das Brot verlor, war mir gleichgültiger als ein Spahenpfeiff. Verwirrt und ohne Hoffnung sah ich in das Land meiner Zukunft hinein. Es half mir nichts, daß ich die Nächte verschwärmte und am Morgen sinnlos und verwüstet zur Arbeit lief. Es gab Menschen, die ein aufrichtiges Bedauern trugen, und andere, die ihre Schadenfreude nicht verhehlten. Es gab gleichgültige und verschlossene, ungehobelte und wohlgeformte, solche, zu denen es mich lockte und zog, und solche, mit denen ich in Händel geriet. Ich sah mich wie ein verlaufenes Kind unter viele fremde Menschen gestellt, deren keinem ich nahekommen konnte. Einsamkeit, Elend des Herzens und Groll gegen mein Geschick gruben mich vom Leben ab und warfen mich in heftigen Kämpfen an den Rand der Verzweiflung.

Eines Abends ging ich durch die Stadt; es wehte ein frischer Wind. Ich blieb auf einer Brücke stehen und sah in das stille Wasser hinab. Eine schlanke Frau schritt an mir vorüber, und ein Schleier schlug mir ins Gesicht. Mechanisch setzte ich meine Glieder in Gang, aufgelöst in Scham und Zorn, und folgte in einiger Entfernung. Es kamen Leute des Weges, die grüßten, Männer und Frauen; ich betrachtete alle aufmerksam. Die Männer zogen ihre Hüte mit ausgerecktem Arm, und die Frauen neigten die Köpfe und lächelten fein wie vor Gönnern und mächtigen Feinden.

„Schön ist sie,“ sagte einer der Vorübergehenden. „Ihr zu Ehren,“ fuhr ein zweiter fort, „lief ein Heißsporn nach Italien und fischte Zitronen im Gardasee.“

Ich verließ die Stadt und schritt querfeldein. Die Sonne ging unter. Seltsame Wolken hoben sich in feierlichem Wechsel der Formen und Farben still und mächtig aus dem Raume. Es war, als besinne sich die

Welt auf die glühende Pracht des ersten Schöpfungstages zurück. Im offenen Felde ließ ich mich nieder. Ich dachte an meine Reise nach Italien und an alles, was ich seitdem erlebt und gelitten hatte. Und dann grub ich mein Gesicht in die braune Erde hinein und schluchzte, daß es die Steine im Innersten hätte erbarmen müssen...

Der Sturm verbrauchte. Ich siedelte in die Fremde und zog frische Segel ein. Aus mir wurde ein anerkannter Sachkenner und Turbinenmacher, man schrieb in Fachzeitschriften von meinen Methoden und Ideen. (Schluß folgt).

Wagner ~ d'Albert, eine Orientierung.

(Schluß).

Niemand wird bei dem Worte „Stimmung“ an eine Tätigkeit denken, sondern vielmehr an einen Zustand. Es ist der Zustand des Gestimmtheits wie ein Musikinstrument, das ja auch hoch oder tief, weich oder hart gestimmt und auch verstimmt sein kann. Der Mensch verhält sich dabei passiv: er wird so oder anders gestimmt je nach den auf seine Seele einwirkenden Ursachen, die das „Stimmen“ besorgen. Dabei ist er sich dieser innern Vorgänge nicht einmal recht bewußt, wenigstens in den Anfängen nicht. Wie leise Veränderungen der Temperatur von uns unbemerkt in die Atmosphäre eindringen, so schleichen wie auf weichen Sohlen die die Stimmung bebingenden Elemente in die Seele sich ein und geben ihrem Empfinden eine bestimmte Färbung und Richtung, bevor sie sich dessen bewußt wird. Vielleicht aber ist es noch besser zu



Walter Lillie, Zürich.

November-Bußtag in Dresden (Aquatint, 1904).



Walter Lillie, Zürich.

Mädchenbild (1912).

sagen: die bewußten Vorgänge in unserm Innern erleiden vorerst eine Milancierung und dann eine immer bestimmtere Färbung durch das Unbewußte, wobei indes mehr an den Mittelzustand zwischen bewußt und unbewußt, an das Unterbewußtsein zu denken ist. Man weiß z. B., daß es Abend ist: der Stand der Sonne, der Zeiger der Uhr sagt es uns, und wir sind uns dessen bewußt. Aber das ist es nicht, was die Abendstimmung in unserer Seele auslöst, sondern vorerst ist es die Abnahme des Lichtes, die eigentümliche Färbung des Himmels, die Verschleierung und Verdunkelung aller Gegenstände, sodaß ihre Formen undeutlich werden und ihre besondern Eigenschaften aufgehen in der Allgemeinheit, dazu vielleicht noch Einwirkungen aus der Welt der Töne, Töbler von der Arbeit heimkehrender Landleute, die Klänge eines Instrumentes, die Nachwirkungen körperlicher und geistiger Ermüdung — all das bewirkt zusammen jenes elegische, süßwehmütige Gefühl, das wir Abendstimmung nennen. Im Unterbewußtsein der Seele fließen dann ganze Welten ineinander über. Alles, was der Mensch an andern Abenden schon gesehen, erlebt, gehört hat, worüber er sich freute oder was Traurigkeit und Wehmut in sein Herz ausgoß, Fremdes und Einheimisches, Vergangenes und Gegenwärtiges, durch Bildung Erworbenes und Selbsterlebtes, all das verflücht sich unbewußt zu einem mehr oder weniger harmonischen Ganzen — zur Stimmung. Was näher liegt, was unmittelbar vorher geschah, was in die Gegenwart hereinragt, wird wohl meistens den Grundton angeben dazu. Aber daneben sind der Fäden, der Schwingungen und Schwebungen, die zur Herstellung dieses Seelengewebes beitragen, so viele und mannigfaltige, daß es niemals möglich sein wird, alles zu zergliedern, Zettel und Eintrag vollkommen auseinander

zu halten und über alles Rechenschaft zu geben, was zu einer besondern Stimmung, heiße sie wie sie wolle, geführt hat. Man „erlebt“ ja auch ein Gemälde, ein Musikstück oder irgend ein Kunstwerk der Literatur oder der bildenden Kunst. Und alles, was einmal mit tiefem Rufen sich in unsere Seele eingegraben hat, ist geeignet, wieder aufzutauchen im Unterbewußtsein, „Stimmung“ zu machen oder doch die Stimmung zu beeinflussen. Saiten können plötzlich wieder erklingen, von denen wir meinten, sie seien schon längst gerissen, Bilder können sich einstellen, von denen wir nicht einmal mehr wissen, daß wir sie früher einmal gesehen und daß sie uns damals einen kräftigen Eindruck gemacht.

Wenn nun der schaffende Künstler, als den wir uns hier in erster Linie den Musikdramatiker denken, in heiliger Schaffensfreude die eigene Stimmung in Einklang zu setzen weiß mit derjenigen, die sein Kunstobjekt, sein Libretto durchweht, so wird jede richtige Wiedergabe auf der Bühne die ähnliche Stimmung auch in den Hörern hervorrufen. Und welchen gewaltigen Vorzuges konnte sich da Richard Wagner erfreuen, der größten Dramatiker einer, der sich nie genötigt sah, sich in einen ihm fremden Stoff vorerst hineinzuarbeiten, der nie mit einer seinem Innersten fremden Stimmung zu rechnen hatte bei all seinen Werken, da sie alle ganz und ausschließlich Kinder seines Genies waren! Daher auch die einzigartige Erscheinung, daß von all seinen Werken jedes ein Treffer ersten Ranges war, während bei den vielen, die in seine Fußstapfen traten, schon der seltene Eine als ein Glücksfind gepriesen wird, dem wenigsten ein Wurf gelingt.

Zu diesen letztern gehört auch d'Albert mit seinem „Tiefland“. Wie schon gesagt, ein Glücksfall! Und daß „Tiefland“ das geworden, dazu hat jedenfalls nicht zum wenigsten beigetragen, der animierende, Stimmung fordernde, nach Stimmung rufende Inhalt des Libretto. Einmal der Gegensatz von Berg und Tal, dann das packende, der tiefsten Teilnahme das Herz öffnende Geschick der Marta, in der eine bessere Natur nach Befreiung ringt, die naturwüchsige naive Treue und tiefe Leidenschaft Pedros, und als Gegensatz zu der den ungünstigen Lebensverhältnissen zum Opfer gefallenen Reinheit Martas die kindliche Unschuld ihrer Freundin Nuri, sodann das freche, gewalttätige Benehmen Sebastianos — all das mußte einem so begabten Komponisten wie d'Albert es leicht machen, sich beim Schaffen in die richtige Stimmung zu versetzen, wenn es auch nicht das eigene Dichterwerk war, das er vertonte. Alles zeugt von seiner innern Ergriffenheit: es muß ein tausendfaches Anklingen in ihm entstanden sein an Selbsterlebtes, an eigene und fremde Lebensanschauungen, an Liebe und Haß, Freud und Leid, Welten umschlangen sich und stießen sich ab, Welten wurden und vergingen, während er sich eine neue Welt schuf, eine Welt des Schönen. Und ein so geschaffenes Werk wird sicher den Weg zu den Herzen finden, und „Tiefland“ hat ihn gefunden. d'Albert hat das Wort Wagners befolgt: „Schaffet Neues!“ Man mag sagen, was man will, einen Schritt nach einer neuen Richtung bedeutet „Tiefland“ ganz sicher. Es ist der nämliche Schritt, den Debussy in Frankreich schon vor ihm getan und noch viel energischer getan, sodaß man bei ihm fast von einer totalen Auflösung des musikalischen Gehaltes in reinen Stimmungsgehalt reden kann. Tonalität und Akkorde sind ihm nebenfächlich, der Rhythmus hat alle Bande gesprengt, das Schwelgen und selbstvergessene ekstatische Schwärmen im Unterbewußtsein, das ist ihm die Hauptsache. Seine Musik „gleichet jenen wunderbaren tropischen Pflanzen, die an der Oberfläche schwüler Gewässer ihre heißen Blüten erschließen und ihre Wurzeln in den treibenden Fluten verbergen“. Debussy hat der Musik Garten, Akzente entlockt, die wir noch nicht besaßen, es ist, als hätte er sie inmitten ihrer Träume belauscht. So bringt uns denn sein Genius nur Träume. Seine Muse weiß nichts vom „neidischen Tag“ (M. Kolb). Aber wenn der nämliche Kritiker diese Musik mit dem Mondschein vergleicht, der auf ein altes Eisengitter fällt, so könnte man einwenden, dieser

Mondschein habe eine verzweifelte Lehnlichkeit mit dem aufregenden Glanz der elektrischen Lampen... So weit wie Debussy geht d'Albert nicht und mit Recht. Aber das Gute, das Lebenskräftige an dieser Richtung, das hat er uns im „Tief-land“ aufgedeckt, und das hat mitgeholfen, daß sein schönes Werk eine so glänzende Anerkennung gefunden hat. Man darf wohl nicht sagen: „Tief-land“ ist ein großes Werk. Es fehlen ihm die großzügigen Probleme, es fehlt ihm das tief Tragische, das Erschütternde; aber

dafür weist es tief ergreifende und alle edeln Gefühle weckende Züge auf. Im Herzen des selbstverlorenen Zuhörers geschieht das Mämlische, was in der Seele des schaffenden Künstlers geschah, Tausende von all den im Unterbewußtsein schlummernden Geschehnisse klingen an mit leisen Glockentönen. Es ist ein Fluten, Wogen und Wallen von Gefühlen und Stimmungen, hervor- gelockt mit zwingender Gewalt. Darum mußte „Tief-land“ Erfolg haben. Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

Walter Lillie.

Nachdruck verboten.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbelegten und zehn Reproduktionen im Text.

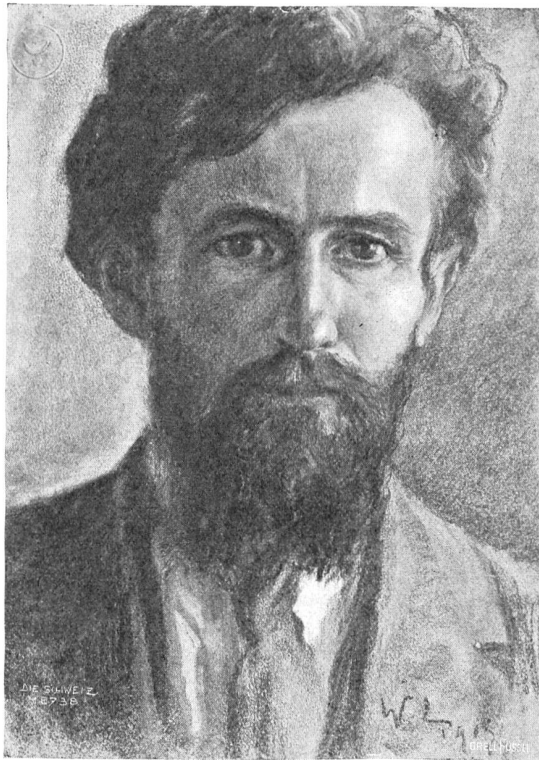
Seit etlichen Jahren begegnen wir in Zürich, im Kunsthaus oder in einem der wie Pilze aus dem Boden schießenden privaten Kunstsalons Landschaften, die durch die Liebe, mit der sie geschaut sind, uns anziehen und uns durch ihre eindringliche Stimmung zum Verweilen zwingen. Und da wir in den Sujets nicht selten malerische Plätze und Plätze aus Zürich und seiner Umgebung auf den ersten Blick wiedererkennen, fragen wir uns: Ein neuer, ein junger Zürcher Maler? Walter Lillie? Wer ist Walter Lillie?

Nun denn! So will ich einiges verraten. Walter Lillie ist kein Zürcher, nicht einmal ein Schweizer. Aber vielleicht gerade deshalb gelingen ihm die Schweizerischen und die zürcherischen Motive so gut, weil er als Ausländer ein geschärftes Auge mitbringt für all die vielen Eigentümlichkeiten unserer Landschaft, weil ihm das Charakteristische noch schneller heraustritt als denen, die von Anbeginn drin sitzen und leben, weil er immer seine Heimat als Kontrast und Vergleich in sich trägt und so eigentlich mit zwei Augenpaaren sieht. Das Eine, Alte, Heimatliche sagt ihm jeden Moment: So blühen bei uns die Felder, so gliihert bei uns die Elbe, und so schauen unsere Wälder drein. Das Andere, das Jüngere jauchzt und jubelt auf: Nein, was ist doch die Schweiz für ein Paradies! Da sind gleich fast alle Schönheiten, die auf der Welt möglich sind, zu einer großartigen Schau- stellung zusammengetragen!

Also, Walter Lillie kommt von der Elbe. Etwa gar von der sächsischen Schweiz? Nein, er ist in Leipzig geboren am 10. April 1876. Seine Großväter waren sächsische Handwerker. Wer weiß, sie gucken am Ende noch aus den Bildern ihres Onkels heraus, der das Handwerkliche an seiner Kunst, das Technische, so solide, fast ein bißchen zu gewissenhaft, beherrscht. Sein Vater war Schriftsteller und Redaktor. Ihm mag er die geistige Beweglichkeit und das vielseitige Interesse verdanken, das weit über seine Palette hinausgeht, das sich in die papierernen Bücher so gerne vertieft wie in das große, unerschöpfliche Buch der Natur. Wenn nur Leben darin ist, Leben! Und ein bißlein Sonne! Die leuchtete in seine Kindheit und Jugend, die er in und um Dresden verlebte. Da streifte er gerne durch die Wälder und empfing die ersten, tiefen Eindrücke. Bald drängten diese nach künstlerischer Gestaltung. Der Maler erwachte. Aber was vermögen alle treibenden Kräfte, wenn die noch stärkeren Pflichten des All-

tags sie niederdrücken, wenn ein strenger Beruf den Jüngling aus der Freiheit in Wald und Feld in die Unfreiheit einer engen Schreibstube zwingt! Hart ist es, sich nach der Weite nur durch die Fenster zu sehnen, härter noch, wenn im Staub des Ge-

schäftes der erste Keim zu einer langwierigen Krankheit gelegt wird. Aber die echte, rechte Kunst läßt sich nicht bändigen. Der junge Walter Lillie macht viele Landschaftsstudien in Aquarell, und ein Dresdner Kunstsalon öffnet ihm zuerst seine Tore. Mit zwanzig Jahren tritt er in die Kunstgewerbeschule ein. In eifriger Arbeit, im Sturm sollte die Kunst erobert werden. Vorwärts! Vorwärts! Auf die Akademie! Aber ohne reiche Zuschüsse läßt sie auch den willigsten Schüler nicht ein. Da gilt es, sein eigener Lehrer zu sein, bis das Jahr 1903 die langersehnte Hilfe schafft. Die Dresdener Akademie wird bezogen. Bei den Professoren Müller und Schindler wird gründlich gezeichnet, bei Professor C. Bantzer wird porträtiert und Figur im Freien gemalt. Da gebietet die geschwächte Gesundheit einen energischen Halt und reißt den jungen Akademiker zu früh aus den Studien heraus. Italien erschließt ihm die Reize seiner Schönheit, die Klüfte und Küstennester der Riviera und kräftigt ihn zugleich mit der Salzlucht des grünen Meeres, mit der Sonne des tiefblauen Himmels.



Walter Lillie, Zürich. Selbstbildnis. Kohlenzeichnung, 1913.

Aus dieser Zeit stammt das „Weiße Haus am Meer“, das aus einer Dresdner Ausstellung in die Sammlung des Erzbischofs und Grafen Szeplizki in Lemberg gewandert ist.

Bald darauf treffen wir den Künstler in Davos. Hier lebt er drei volle Jahre seiner Gesundheit, aber nicht, daß die Kunst dabei geruht hätte. Sie gibt sich einer bedrückten, träumerischen Stimmung hin. Sie sieht und malt in Grau, sie spielt mit aufgesetzten Sordinen, weich, elegisch, wie etwa im „Trüben Tag in Graubünden“ (S. 323). Schon heller leuchtet der „Frühlingsabend am Davosersee“. Auf gelb und grau ist er gestimmt. Das dicke Eis des Sees ist filzig aufgequollen und bildet kleine Tümpel, in denen der gelbe Abendhimmel spiegelt. Leichte Nebel schweben auf, und die letzten Strahlen der Sonne übergolden das Gelände. Der „Bergschatten“ (S. 322), ein ganz in Blau und Weiß gehaltenes Bild, ein kalter, starrer Wintertag, ist packend geschaut. Kein Wunder, daß er in eine deutsche Sammlung gewandert ist! Aber erst, wie der Künstler mit neu erwachtem Lebensmut und frischen, neu eroberten Kräften in Zürich einzieht, hellt sich seine Palette ganz auf, die zarten